

## Korrekt ist nicht gut genug

**Konzert** Die Stuttgarter Philharmoniker spielen Stücke von E. T. A. Hoffmann.

Nimmt man „Konzert“ als „Zusammenwirken verschiedener Kräfte“, dann war beim Konzert der Stuttgarter Philharmoniker mit der Pianistin Anna Gourari und dem Dirigenten Alexander Joel alles in Ordnung. Braunschweigs Generalmusikdirektor, erstmals am philharmonischen Pult zu Gast, und die russische Virtuosenmusikanten Robert Schumanns a-Moll-Klavierkonzert in schönstem Einvernehmen. Dennoch (oder deshalb) kam man im Stuttgarter Beethoven-Saal über die korrekte Darstellung der Musik nicht hinaus – eine Zugabe gab Anna Gourari trotz großen Jubels auch nicht.

Die Stuttgarter Philharmoniker beendeten mit dem Konzert ihre „Große Reihe“, die in dieser Saison mit literarischen Themen gespickt war. Zum Auftakt des letzten Abends, der unter dem Titel „Hoffmanns Erzählungen“ stand, war die Ballettsuite „Coppélia“ von Léo Delibes aufs Programm gelangt. Delibes hatte sich 1870 von E. T. A. Hoffmanns Schauermärchen „Der Sandmann“ zu einem Ballett inspirieren lassen, das bis heute zum Standardrepertoire zählt. Dass solche Musik in den Orchestergraben gehört und dem Bühnentanz dient, ist kaum zu überspielen: Die tänzerische Eleganz kam trotz Alexander Joels schwinghafter Anleitung etwas kratzig buchstabiert daher.

Dirigent und Orchester wissen, wie man es besser macht: Hoffmanns Ouvertüre zur seinerzeit (also 1814) erfolgreichen Oper „Undine“ ist ein feines, luzides Stück Musik und ein guter Vorspann zu Beethoven, dessen 5. Sinfonie den Abend beschloss. Hier fanden Alexander Joel und die animierten, in allen Gruppen brillanten Philharmoniker zwischen wildem Furor und Breitwandopulenz einen plausiblen Mittelweg: Klanglich bestens gestaffelt, deckten sie Beethovens Abgründe auf, ohne auf Veröhnliches völlig zu verzichten. In der kommenden Saison präsentieren die Philharmoniker „Wiener Wunderkinder“ und üben sich in „Krieg und Frieden“ – nur gut, dass Beethoven immer passt. jha

### Jubiläum

## Dein Theater wird 25 Jahre alt

Dein Theater feiert Geburtstag. Heute vor 25 Jahren hat das Stuttgarter Bestelltheater seine erste Vorstellung gegeben. Seither reist das derzeit 21-köpfige Ensemble durch die Republik mit literarischen Programmen im Gepäck. Das kann ein Gedichtabend für die Weihnachtsfeier sein, eine Novelle fürs Firmenjubiläum oder ein musik-literarisches Programm für eine Hochzeit. Die Zuschauer aber auch mal ohne Bestellung ein Programm sehen wollten, hat das Ensemble vor zehn Jahren eine eigene Spielstätte in der Stuttgarter Werstraße eröffnet, wo es sein Repertoire zeigt. adr

### Geburtstag

### Hans Bender neunzig Literaturliebhaber



„Mehr von Zuneigungen als von Abneigungen ließ ich mich leiten“, hat Hans Bender über sich selbst geschrieben, und: „Was ich unternahm, wo ich lebte, wohin ich reiste, mit wem ich zusammenkam, war bestimmt von meiner Liebe zur Literatur.“ Diese Liebe hat Bender, geboren heute vor neunzig Jahren im Kraichgau, nicht blind, sondern aktiv gemacht: Nach der Kriegsgefangenschaft gründete er noch während des Germanistikstudiums seine erste Zeitschrift, 1954 – zusammen mit Walter Höllerer – die zweite, bis heute bestehende: die „Akzente“, die er bis 1980 herausgab. Bender, der Freund der Autoren und Liebhaber der Literatur, lebt seit fünfzig Jahren in Köln, seine einzigartige Korrespondenz hatte er dem Stadtarchiv überlassen; die ist nun verloren. Er hat Romane, Kurzgeschichten und Gedichte geschrieben; in diesem Frühjahr sind (bei Hanser, wo er als Lektor gearbeitet hat) seine Vierzeiler erschienen, unter denen sich eine schlagende „Erinnerung an die Autoren der Gruppe 47“ findet: „Behaltenswert die Orte, wo sie/Jahr um Jahr sich trafen./Sie lasen vor. Sie kritisierten./Sie wollten mit der Bachmann schlafen.“ jus



Wenn Rosenresli ins Museum geht, ist das meist aufwendig. Aber die Freude der Kranken entschädigt die Helfer.

Foto: Michael Hagedorn

## Es muss nicht immer Wagner sein

**Kulturinitiative** Rosenresli macht Veranstaltungen für Alzheimerkranke. Auch wenn Menschen ihr Gedächtnis verloren haben – Gefühle haben sie immer noch. Von Adrienne Braun

Was soll ein Mensch, der nicht mehr reden kann, der nur vor sich hinstarrt und bei allem Hilfe braucht, ausgerechnet im Museum? Und lohnt es sich, ihn ins Theater zu bringen? Unbedingt, meint Hans-Robert Schlecht. Auch demente Menschen hätten schließlich ein Recht auf Lebensqualität. Deshalb hat er mit seinem Sohn vor drei Jahren Rosenresli gegründet, eine Initiative, die demente Menschen mit Kultursorgt. „Wir wollen ihnen die Möglichkeit geben, am Kulturleben teilzunehmen“, sagt Schlecht. „Sie haben zwar ihren Verstand verloren, aber sie haben immer noch unheimlich viele Emotionen.“

Kultur spricht alle Sinne an. Deshalb organisiert Rosenresli mit dem RSO Stuttgart kurze Konzerte, es gibt Liederabende oder Ausflüge in den Sennengarten. Auch das Varieté hat schon Veranstaltungen für Rosenresli arrangiert, denn Kleinkunst ist ideal für diese Zuschauer, weil die einzelnen Nummern kurz sind und es Musik dazu gibt. „Ein dementer Mensch kann zwar nicht in eine Wagner-Oper gehen“, sagt Schlecht, „die versteht er nicht, er würde unruhig werden, aufstehen und vielleicht sogar aggressiv werden“. Aber maßgeschneiderte Angebote kann er durchaus aufnehmen – wie ein Liederprogramm mit Sängern der Staatsoper.

### Heime reagieren zögerlich

6500 Menschen mit Demenz leben schätzungsweise in Stuttgart, rund 4000 davon werden zu Hause gepflegt – und haben im Gegensatz zu Heimbewohnern kaum Möglichkeiten, Kultur wahrzunehmen. „Das sind schwierige Fälle“, sagt Schlecht, „die erreicht man gar nicht.“ Aber auch die Zusammenarbeit mit den Heimen ist unterschiedlich, einige sind sehr flexibel und machen ihren Bewohnern solche Ausflüge gern möglich, andere haben einen monate-

langen Vorlauf. Als der Zauberer Hans Klok in Stuttgart gastierte, gelang es Schlecht, kurzfristig ein Treffen mit dem Magier zu organisieren – aber es fand sich kein Heim, das das Angebot auf die Schnelle hätte wahrnehmen können.

„Für die Heime sind wir ein bisschen lästig“, sagt Hans-Robert Schlecht. Denn es ist aufwendig, was Rosenresli anbietet, und es bedarf der Unterstützung von ehrenamtlichen Hilfskräften. In Gruppen von acht Personen und acht Begleitern fahren sie zum Beispiel in die Staatsgalerie. Stehende Bilder sind genau richtig, denn „der demente Mensch kann nicht ins Kino gehen“, sagt Schlecht.

Wenn sie dann gemeinsam vor Schemlers Triadischem Ballett stehen oder vor Max Slevogts Gemälde „Das Champagnerlied“, geht es nicht darum, dass ein Kunsthistoriker eine Einführung in die Stilgeschichte und Komposition gibt. Sondern die Kunstvermittler fungieren eher als Moderatoren, manchmal arbeiten sie mit Händen und Füßen, um etwas zu vermitteln, manchmal wird auch gesungen. Und wenn ein Besucher die gesamte Veranstaltung über schläft, ist das auch in Ordnung.

„Geheilt werden die Menschen nicht durch Kultur, aber es geht ihnen besser“, sagt der Sohn Florian Oliver Schlecht. Vater und Sohn hatten bisher weder die Zeit noch das Geld, um ihre Ergebnisse wissenschaftlich auszuwerten. Aber sie haben die Erfahrung gemacht, dass die Menschen durch die Programme kommunikativer werden und oft nicht mehr so aggressiv sind. Vor allem können sie von vielen schönen Erlebnissen berichten: Von Menschen, die plötzlich aufblühen, mitklatschen, mitsingen und glücklich sind.

Eine Frau, die ihre Tage nur noch apathisch im Rollstuhl verbringt, lief plötzlich selbstständig und strahlend durchs Mercedes-Museum – sie ist früher selbst leiden-

schäftlich Mercedes gefahren. Oder da ist der türkische Gastarbeiter, der durch die Krankheit die deutsche Sprache verloren hat und plötzlich mit einem türkischen Mann von der Sicherheitsfirma ins Gespräch kommt.

Dass solche kleinen Erfolge möglich sind, liegt auch daran, dass die Schlechts ihre Kundschaft weitgehend kennen. Sie wissen viel über deren Biografien – und reagieren in ihrem Programm oft darauf. Mancher hatte früher ein Opernabonnement und ist glücklich, wenn er wieder klassische Musik hört. Andere waren dagegen nie in einem Museum und staunen, wenn sie in die Staatsgalerie kommen.

### Geprägt durch die eigene Familie

Es kann gut sein, dass die Kranken nach ein paar Minuten schon nicht mehr wissen, was sie gerade gehört oder gesehen haben. Trotzdem sind es viele kleine Momente, für die sich das Engagement lohnt, wenn auch nicht finanziell. Hans-Robert Schlecht war viele Jahre freischaffend im Bereich Marketing und als Kulturveranstalter tätig, bis seine eigene Mutter dement wurde. „Wir machen Kulturarbeit und keine Sozialarbeit“, sagt er immer wieder, aber es ist nicht einfach, sich auf dem hart umkämpften Betreuungsmarkt mit Kulturveranstaltungen zu etablieren.

Die Unterstützung durch die Kulturinstitutionen ist den Schlechts zumindest sicher. So hat zum Beispiel der Stuttgarter Schauspielintendant Hasko Weber auf Schlechts Anfrage sofort positiv reagiert. Das, so Weber, sei schließlich ihr gesellschaftlicher Auftrag.

Am 15. Juli eröffnet Rosenresli im Stilwerk eine Ausstellung mit Fotografien von Peter Granser. Dort soll es auch während des Sommers Lesungen und Veranstaltungen zum Thema Alzheimer geben.

## Tanz um den dreieckigen Gully

**Theater** Satire auf alle Geizigen: Hubys „Volpone“, gespielt vom Lindenhof. Von Michael Mailänder

Sie erfinden sich immer neu. Und bleiben sich dennoch treu. Das Melchinger Theater Lindenhof verpflichtet manchmal prominente Regisseure, um mit dem Ensemble andere Wege zu probieren. Nach Manfred Karge (2000) und Erik Geedon (2005) ist es nun Albrecht Hirche, der in Köln, Basel und Berlin inszeniert. Er zeigt mit der Lindenhof-Truppe „Volpone oder Der schlaue Herr Fuchs“, frei nach Ben Jonsons 400 Jahre altem Lustspielbrüller, derzeit im Gomaringer Schlosshof, in Bälde auch bei den Freilichtspielen im Schwäbisch Haller Globe-Theater.

Weil es um betrogene Betrüger geht, um Nachlasstricker, die am Ende blöd dastehen, hat Hirche das Ganze als Geldgieranz um eine Art Gully herum inszeniert. Die Bühne von Katrin Busching ist eine steil abfallende Halbrundarena, deren tiefster Punkt wie ein Abflussloch aussieht. Alle müssen aufpassen, dass sie beim Feilschen nicht in einen Abwärtstrudel geraten. Ein starkes Bild: der Weg von ganz oben nach ganz unten ist kurz. Wir sehen Menschen in Angst – vorm Wegespültwerden.

Die beiden Stückbearbeiter, der Theaterexperte Hartwin Gromes und der Krimiautor Felix Huby, haben das Original von Ben Jonson „frei und schwäbisch“ ins Gschäftslehmacherland verpflanzt. Doch der Regisseur will keine nur schnurrige Typenkomödie. Immer wenn Gemütlichkeit droht, zerpepelt er das Schwankschema mit polyglotten Einsprengeln und bizarren Musik- und Slapsticklagen. Hirche will mehr, er will uns eine durchgedrehte Commedia dell'Arte und eine aberwitzige Farce um die Ohren hauen. Wie sich die Leute bei ihm gegenseitig hintergehen und bloßstellen, ist Zeitsatire in Trashkostümen, verrückt, absurd, bitter.

Volpone, dervorgebliche Erblasser, der aber nur die Erbschleicher abkassieren will, ist mit Oliver Mounouris schrill und somit ideal besetzt. Sein Volpone ist vieles: ein versautes Egomonster, ein Großkotz, ein perfider Tyrann, ein Zierbengel in Fellmummel, Netzhemd und halterlosen Strümpfen. Kurz, eine obsessive Giermaschine, deren Schwäbisch nicht bruddlig, sondern scharf wie eine Rasierklinge wirkt. Wenn er seine Mitmenschen zynisch zum Spielzeug degradiert („Alles meins – wie es singt und lacht“), sieht er mit gefletschten Zähnen aus wie ein Horrortier vor dem tödlichen Biss.

Und alle heucheln und schleimen, sie entbernen den Sohn und verscherbeln die Gattin, nur um ein Volpones Nachlass zu kommen. Eine Bande von Entaklemmern: der aufgeregte Herr Rabe (Moritz Brendel) entbietet als Geschenk eine Porsche-Aktie, der knausrige Kräh (Franz Xaver Ott) eine halbe Flasche Trollinger. Am Ende wird Volpone selbst abgezockt, ausgerechnet von seinem Diener Geherda (Gerd Plankenhorn), der vom Consultant zur Heuschrecke mutiert. Was bleibt? Nicht nur eine Komödie, sondern das, was Gier aus Menschen macht. Eine Farce, die den Lindenhof-Horizont nochmals erweitert. Schwäbisch ist hier nur eine leichte Färbung. Im Grunde wird böses Welttheater gespielt.

Bis zum 12. Juli im Gomaringer Schlosshof, vom 16. Juli an im Schwäbisch Haller Globe-Theater

## Wieviel darf die Performance denn kosten?

**Kulturpolitik** Kein Witz: das verdienstvolle Produktionszentrum Tanz könnte sterben, weil ihm 5500 Euro fehlen. Von Petra Mostbacher-Dix

Die Lage ist schnell beschrieben: Im August wird das Produktionszentrum Tanz und Performance (PZ), das Netzwerk von rund 30 freischaffenden Tänzern, Choreografen und Bühnengestaltern, zahlungsunfähig sein. Der Verein, der die freie Tanzszene bei Produktionen und Projekten unterstützt, bekommt zwar eine institutionelle Förderung des Kulturamts der Stadt Stuttgart in Höhe von 63 000 Euro. Die Mietkosten aber betragen 39 000 Euro im Jahr, die Personalkosten 28 000 Euro – da noch kleinere sonstige Kosten hinzukommen, ergibt sich für dieses Jahr ein Defizit von 5500 Euro. Sollte es nicht gedeckt werden, steht die Zukunft des Produktionszentrums auf der Kippe.

Um die missliche Situation zu verstehen, muss man zurückblicken. Als das PZ im April 2007 aus seinen Räumen aufgrund einer Vermieterinsolvenz ausziehen musste, kam es als Untermieter bei der

New York City Dance School (NYCDS) unter. Aber auch dort war der Vermieter bald insolvent, weshalb sich beide Tanzinstitutionen gemeinsam eine neue Bleibe suchen mussten. Sie fanden sie in der Leitzstraße in Feuerbach und gründeten dort im Januar 2008 das Tanzhaus: die NYCDS bespielt dort 1500, das PZ als Untermieter 256 Quadratmeter. Das Konzept wurde vom Kulturamt begrüßt, das für den Umbau des Gebäudes auch 15 000 Euro zuschoss. Gleichwohl war von Anfang an klar, dass sich die Betriebskosten für das PZ in den neuen, eben auch größeren Räumen erhöhen würden: Sie sind um 15 000 Euro gestiegen. „Das Tanzhaus ist eine große Chance, wir wussten aber, dass es eine Rechenerlei werden würde“, sagt die PZ-Beirätin Edeltraud Holley.

Bisher konnte das PZ die Mehrkosten mit einer Anschubfinanzierung, die der Konzern Hewlett Packard zur Gründung

des Vereins spendete, auffangen. Doch dieses Polster ist im August aufgezehrt. Das Kulturamt, das vom PZ über die gestiegenen Betriebskosten informiert wurde, antwortete, dass die städtischen Fördermittel ab 2009 um maximal 6000 Euro erhöht werden könnten. Dieses Schreiben wurde von den Tanzmanagern freilich bereits als feste Zusage gewertet.

Anders sieht man das im Kulturamt. „Wir haben nichts zugesagt, sondern Unterstützung in Aussicht gestellt“, so Rüdiger Meyke, der Leiter der Abteilung Kulturförderung. „Wir versuchen die für das Jahr 2009 fehlenden 5 500 Euro aufzutreiben.“ Zugleich allerdings fordert er das PZ auf, mehr Eigenmittel etwa durch Raumvermietungen zu erwirtschaften. Er moniert zudem, dass das PZ keine Außenwirkung habe. – „Es ist schwer an der Außenwirkung zu arbeiten, wenn man versucht, die Existenz zu si-

chern“, sagt dazu die Choreografin Nina Kurzeja, die im PZ-Beirat sitzt. „Unsere letzten Flyer konnten wir 2004 drucken.“

Um die prekäre Situation abzuwehren, meint Meyke, hätte man beizeiten eine Beiratssitzung einberufen sollen, dort säßen ja auch Politiker. Eine Beiratssitzung findet nun am Montag statt, zu der auch der Grünen-Stadtrat Michael Kienzle gehen wird. Und der ist überzeugt: „Es kann nicht sein, dass das PZ wegen 5500 Euro über die Klinge springt.“ Freilich löst dieser Betrag nicht das langfristige Problem der erhöhten Betriebskosten. Das muss im Haushaltsplan im Herbst angegangen werden.

Sollte dies nicht geschehen, würde nicht nur das PZ, sondern auch die New York City Dance School in Geldnöte geraten. Sabine Lynch, dessen Leiterin, sagt: „Ohne verlässlichen Partner hätte ich doch nicht so viele Quadratmeter angemietet.“



Foto: dpa

„Es ist schwer, die Außenwirkung zu verstärken, wenn man die Existenz sichern muss.“

Nina Kurzeja, Choreografin und Mitglied im PZ-Beirat